



NICOLE TUNG

FOTO-TABLEAU

## In den Ruinen von Rakka 5/5

Trotz den eingetrübten Farben strahlt Nicole Tungs Aufnahme etwas wie Leichtigkeit aus – und sei es nur wegen der mit Gummireifen behängten Konstruktion, die wie eine skurrile Plastik anmutet. Das eigentliche Kunstwerk allerdings ist die im Hintergrund sichtbare Fähre, die auf dem Euphrat in Rakka verkehrt. Der am Südrand der Stadt liegende Fluss ist zwar ein wichtiger Transportweg; aber infolge der heftigen Kämpfe, die der Vertreibung des IS aus seiner syrischen Hochburg vorangingen, wurde er auch zum Verkehrshindernis. Die meisten Brücken sind zerstört, so dass sich die Menschen mit Booten und Schiffen behelfen müssen. Das flache Gefährt mit der dunklen Abgaswolke ist vermutlich aus der puren Not geboren – nur auf einer Seite gibt ein niedriger, brüchiger Bretterzaun vor, die Passagiere vor dem Sturz ins Wasser schützen zu wollen, die schief im Wasser liegende Konstruktion wirkt improvisiert. Die Menschen freilich wird das wenig scheren: Wer in Rakka und Umgebung lebt, hat sich in den letzten Jahren an ganz andere Gefahren gewöhnen müssen.

150 Jahre nach der Meiji-Restauration

## Verunsichertes Japan

Gastkommentar

von KUMIKO AHR

Das Tokugawa-Shogunat, sprich die feudale japanische Samurai-Regierung, die über 260 Jahre in Japan regiert hatte, verzichtete im November 1867 auf die Macht und gab dem Kaiser die gesamte Regierungsverantwortung zurück. Im darauffolgenden Jahr wurde eine neue Regierung gebildet, und die Meiji-Epoche nahm ihren Anfang. Japan begann in der Folge sehr rasch die Errungenschaften westlicher Länder einzuführen. Die Umwandlung des Feudalstaates in ein westlich orientiertes Land wurde durch die Entmachtung der Samurai-Krieger, nicht durch einen Aufstand der unteren sozialen Klassen vollzogen. Es war gleichzeitig das Ende einer Ära, in der die Samurai als Elite über 700 Jahre regiert hatten.

Der Samurai gehörte der obersten sozialen Schicht an, darunter folgten Bauern, Handwerker und Händler. Das Klassensystem wurde nach der Meiji-Restauration abgeschafft, was viele Samurai zwang, sich einen neuen Beruf zu suchen. Angesichts der Übermacht westlicher Länder machten sich vor allem die Samurai auf dem Land grosse Sorgen. Sie bekamen mit, wie die Briten Indien kolonialisierten und die chinesische Qing-Dynastie nach dem Opiumkrieg zum Spielball der imperialistischen westlichen Mächte wurde.

Um einer solchen Schmach vorbeugen zu können, war ein vereinigtes Japan mit moderner Wirtschaft, starken Streitkräften und effizienter Verwaltung unabdingbar. Die Idee des Nationalstaats wurde populär. Dem Tokugawa-Shogunat hatten rund 270 Fürstentümer unterstanden, die ihre Lehren unabhängig regierten und teilweise gegen das Shogunat, aber auch untereinander gekämpft hatten. Mit der raschen Umsetzung der neuen Politik suchte und fand Japan den Anschluss an die westlichen Systeme, verlor dabei aber viel von der eigenen Kultur. Vor allem die Bushido genannte Ethik der Samurai blieb auf der Strecke, was einen Verlust an gesellschaftlicher Moral nach sich zog. Bushido hatte dem Volk als Vorbild gedient.

Heute scheint Japan diese Krisenphase seiner Geschichte vergessen zu haben. Trotz immer provokativer ausfallender Nuklear- und Rakentests Nordkoreas und der kaum verhüllten aggressiven Expansionspolitik Chinas zögert Japan, sich auf eine aussenpolitische Richtung festzulegen, welche den neuen Gefahren entschlossen Rechnung trägt. Zudem fehlt es an einem nationalen Konsens in Bezug auf die Mittel zur Verteidigung des Landes.

In der Tat besitzt Nordkorea bereits seit den neunziger Jahren Raketen, die Japan erreichen können. Obwohl Artikel 9 der japanischen Verfassung den Unterhalt jeglicher Streitkräfte deutlich untersagt, besitzt Japan Selbstverteidigungsstreit-

kräfte. Die Mehrheit der Japaner stellt allerdings keine grossen Fragen hinsichtlich der militärischen Einsatzdoktrin und der Sicherheitspolitik. Gemäss neuester Verfassungsauslegung kommt dem japanischen Militär ein legaler Status zu, dennoch wuchern weiterhin Debatten und sorgen für Unklarheiten.

Im Vergleich dazu arbeitet China unaufhaltsam am Aufbau eines starken Landes, so wie Japan dies vor 150 Jahren tat. Chinas Beweggründe allerdings sind reaktiv, nicht präventiv: Man möchte auf keinen Fall wieder die bitteren Okkupationserfahrungen des 19. und 20. Jahrhunderts, aber auch keinen Bürgerkrieg mehr erleben.

Eine Umfrage bei jüngeren Japanern ergab Erstaunliches. Viele junge Japaner sehen die Kommunistische Partei Japans und andere Oppositionsparteien als konservativ an, während die regierende Liberaldemokratische Partei (LDP) als liberal gilt. Vonseiten des Auslands wird Ministerpräsident Abe in krassstem Gegensatz dazu aber immer wieder als rechtskonservativ kritisiert. Da Abe in Bezug auf Japans Verteidigungsmöglichkeiten die Verfassung ändern will und die Oppositionsparteien dies bekämpfen, scheint bei der jungen Generation in Japan ein in Bezug auf die Parteideologien spiegelverkehrtes politisches Verständnis zu herrschen.

Selbst wenn sich Japan mit der Meiji-Restauration erfolgreich in einen modernen Staat verwandeln konnte, werden die Japaner der Meiji-Zeit wohl in einem inneren Zwiespalt gelebt haben. Um als starke Nation mit den westlichen Mächten gleichziehen, war das Land bereit, einen Teil seiner uralten Traditionen über Bord zu werfen. Auch der eigene militante Imperialismus und in dessen Folge der Zweite Weltkrieg entfalteten destruktive Wirkung.

Nach der Kriegsniederlage von 1945 wurden die USA Vorbild. Das Land öffnete sich, und es kamen viele Ausländer. Seither hat Japan sein Gesicht stark verändert. In der globalisierten Welt mit ihrer volatilen politischen und wirtschaftlichen Entwicklung ändern sich die Dinge so schnell, dass auch hier Verunsicherung um sich greift. Die Situation von heute erinnert an die Krisenjahre kurz vor der Meiji-Restauration. Das Bewusstsein dafür, dass eine nationale Anstrengung vonnöten ist, scheint indes noch nicht reif zu sein. Stattdessen schlägt man sich mit Datenmanipulationsskandalen im privatwirtschaftlichen und öffentlichen Bereich herum, und auch aus purem Eigeninteresse angezettelte politische Machtkämpfe verdecken die Sicht auf den Ernst der Lage. Die verloren gegangene Samurai-Ethik hat bis heute keinen valablen Ersatz gefunden.

Kumiko Ahr-Okutomo ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Strategische Studien in Wädenswil.

Mehr Ehre für die Lehre

## Die Universität ist ein Ort produktiver Unruhe

Gastkommentar

von LUKAS DAUBNER und MARCEL SCHÜTZ

In der Universität gibt es derzeit eine grosse Erzählung: jene vom Defizit der Lehre. Marginalisiert sei diese, ein Vorrang der Forschung nehme ihr alle Luft. Wo man hinhört, herrscht ein kritischer Grundton. Allein, der Entwicklung der Hochschullehre wird die vielstimmige Defizitdiagnostik nicht gerecht, ist es innert rund vierzig Jahren in Deutschland und der Schweiz doch zu einer weitreichenden Expansion von Hochschulen, Fakultäten und Studien gekommen.

Ein prominentes Indiz dafür bietet die Aufwertung höherer Lehranstalten zu Fachhochschulen, die sich fortwährend im Ausbau befinden. Hochschulen haben viele Anstrengungen unternommen, auf eine stark wachsende, auch politisch lancierte Nachfrage differenziert zu antworten. Dabei ist es der Universität gelungen, mit Vorlesung und Lehrgespräch (Seminar) ihren originären Bildungscharakter zu wahren. Neben neueren Unterrichtsmethoden und Beratungsstellen in den Hochschulen bieten Fachverbände weitere Unterstützung. Der akademische Nachwuchs dürfte den Unterricht heute intensiv reflektieren; gerade er ist mit sehr heterogenen Lernständen der Maturanden konfrontiert.

Grob lassen sich drei Typen der didaktischen Defizitbeschreibung unterscheiden. Aus methodischer Richtung wird erstens mangelnde digitale Einbindung der Lehre moniert. Woanders stehen, zweitens, die demokratisch Ambitionierten, denen es um studentische Partizipation zu dürftig bestellt scheint. Ihr Misstrauen gilt auch den Lehrinhalten. Weiter sieht eine dritte Gruppe Niveausenker am Werk. Ihr Klagen rührt aus dem Eindruck einer «Vermassung» der Lehre eingedenk standardisierter Studien und hoher Immatrikulation.

Ein Grund für das pessimistische Bild der Lehre ist in der Debatte um die mittelschwere «Exzellenzforschung» zu sehen, hat doch diese überhaupt die Diagnose einer Kluft zwischen Forschung und Lehre reifen lassen. Erst seit man einer Rhetorik der Exzellenz folgt, gibt es die Forderung nach besserer Lehre. «Trotz der Notwendigkeit, die Hochschullehre aufzuwerten, sind bisher nur wenige Reformvorhaben initiiert worden», hiess es vor einigen Jahren in einem Gutachten des Schweizerischen Wissenschaftsrats. Sein deutsches Pendant empfahl jüngst «Lehrverfassungen». Gar ein bundesweites Institut ist im Gespräch.

Dass Lehre als Organisationsproblem gilt, ist ein neues Phänomen. Mit dem reformerischen Impetus, Universitäten als Organisationen opti-

mieren zu müssen, geht die Idee einher, dass Forschung und Lehre letztlich «Produkte» seien, die planvoller Herstellung und Steuerung bedürften. Lehrende sollen durch Strategien und Leitbilder besser beobachtbar gemacht werden.

Der Soziologe Niklas Luhmann und der Pädagoge Karl Eberhard Schorr haben allerdings darauf hingewiesen, dass Lernprozesse nur prekär zu steuern sind: Man kann nicht in die Köpfe schauen. Dies beeinflusst und beeinträchtigt (Un-)Möglichkeiten, wie und was gelernt wird. Behelfsweise bieten Alltagsbeobachtung, Erfahrung und Intuition wichtige Säulen des Unterrichtens; ganz im Gegensatz zu jener Faszination für Formalität, die in keinem anderen Begriff derart kulminiert wie in dem der «Kompetenzorientierung». Speziell die Bologna-Reform hat mit der Modularisierung des Studiums Hoffnung auf mehr Haltegeländer in Form von Kompetenzfeldern, Kompetenztypen und -untertypen befördert.

Allmählich werden so Grenzen schulischer und tertiärer Bildung verwischt; so weit, bis Studierende wieder zu Schülern werden – verbunden mit der zweifelhaften Annahme, dass die Universität für allfälligen akademischen (Nicht-)Erfolg weitgehend Verantwortung trage. Diese Erwartung marginalisiert das Widersprüchliche, Irritierende und Unwägbar akademischer Bildung und degradiert mithin informierte Studierende zu betreuten Zöglingen. Wenn es eine grundlegende Kompetenzorientierung im Studium geben muss, dann die des Umgangs mit Unsicherheit! Ambivalenzarme Beschreibungen der Lehre erklären die nützliche Normalität didaktischer Unordnung zum vermeintlichen Institutionsdefizit: Es liegt nahe, überall die digitale Wüste zu sehen, wenn man die Überzeugung vertritt, die Digitalisierung sei das Mass aller Dinge.

Die kritische Aufmerksamkeit, die die Lehre gegenwärtig erfährt, begünstigt monokausale Beschreibungen. Sollte man an den Universitäten weiter das Ziel verfolgen, Irritation auszulösen statt zu meiden, wird nicht zuvörderst auf methodisches Raffinement, Partizipation und Niveaueinpassung zu setzen sein. So erscheint es angezeigt, die pauschale Klage über didaktische Insuffizienz anzuzweifeln. Mehr Ehre für die Lehre gibt es wohl dort, wo mit der Lehre Forschung und mit Forschung Lehre vollzogen wird. Pakete, Preise und Programme zwecks vermeintlicher Revitalisierung schaden nicht – für gute Lehre bleibt ihre Relevanz gleichwohl sekundär.

Lukas Daubner und Marcel Schütz lehren an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld.